

Heiner Aldebert, Tutzing

JENSEITS DER SICHERHEIT

Bibliodramatisch-cineastische Assoziationen zum Western-Thriller „The Revenant“-der Rückkehrer“ des mexikanischen Regisseurs Alejandro G. Iñárritu mit Leonardo DiCaprio in der Hauptrolle.

The author tries a bibliodramatic-cineastic approach to the movie "The Revenant" with Leonardo DiCaprio as main actor. The plot of "The Revenant" leads into a world completely beyond security. A trapper, almost deadly injured by a grizzly bear fights himself back into life in order to take revenge on his sons murderer. Although the surrounding nature is simply brutal he finds help in different ways and finally gives up his fixation on revenge. The author recommends a bibliodramatic relecture of „wild“ biblical texts in order to notice that in the land beyond security there is still the offer to find spiritual certainty (certitudo versus securitas).

Das Drehbuch zu „The Revenant“ basiert auf dem Roman „Der Totgegläubte“ von Michael Punke und verfolgt die Geschichte des Trappers Hugh Glass, der auf der Flucht vor feindlichen Arikaree Indianern, lebensgefährlich von einem riesigen Grizzlybären verletzt, todgeweiht von seinen Kameraden in der Wildnis zurückgelassen wird, verscharrt in einem Grab im Wald. Unter schier unsäglichen Qualen kämpft sich Glass zurück ins Leben, um Rache zu nehmen für den Mord an seinem Sohn, der vor seinen Augen von einem verräterischen Freund erstochen wurde.

Alles ist extrem an diesem Film, alles spielt jenseits der Sicherheits-Grenze, hinter der nicht ein kalkulierbares Wagnis wartet, sondern das Wüten der Elemente, eine feindliche Natur, der Abgrund menschlichen Verrates. Leonardo DiCaprio hat für seine schauspielerische Inszenierung des Leidensweges und am Ende der ambivalenten Rückkehr des Trappers Glass 2016 einen Oskar für die beste schauspielerische Einzelleistung unter vollem Körpereinsatz regelrecht errungen. Der Protagonist bleibt auf seinem Weg dabei nicht völlig ohne Hilfe, aber für die, die ihm helfen, erwächst daraus zumindest vordergründig kein Segen. Sie bezahlen selbst mit dem Leben.

Aus biblischer Sicht drängen sich Motiv-Bezüge auf. Eine zutiefst feindliche, von Dunkelheit regierte Welt ist, in der Liebe ein Sehnsuchtswort, eine Traumvision – immerhin das – bleibt. Das Licht scheint in der Finsternis und die Finsternis hat's nicht ergriffen (Joh 1,5), in der der Wachzustand geprägt ist vom Triumph von Hass, Verrat und feindlicher Umwelt. Eine Zeitanzeige auch in Zeiten um sich greifenden Nationalismus und schwindender Solidarität mit Leidenden. Dazu der Totgesagte, der gegen alle Erwartung überlebt, im Bauch eines Pferdes seine Jona-Erfahrung macht und am Ende nach einem letzten Rausch der Gewalt seinen Racheplan aufgibt. Auferstehungsassoziationen und das Ende eines Satisfaktion einfordernden Gottes klingen an.

„The Revenant“ zeichnet eine Welt ohne Komfortzone, richtet den Blick wie ein gotischer Kreuzifixus auf den Zustand äußerster Ausgesetztheit des Menschen und zwingt zu der Einsicht, dass sich damit eine existentielle Situation artikuliert. Sicherheit geht

nicht! Memento mori! Und meist ist es kein schönes Sterben. Erschreckend traditionell! Wer im Sinne kulturoptimistischer Modernität seine eigene biblische wie bibliodramatische Existenz vornehmlich in einem wohl austarierten, therapeutisch bzw. liturgisch genehmigten Wohlfühl-Verhältnis von Sicherheit und Wagnis stabil hält, wird vor solcher Radikalität zurückschrecken. „The Revenant“ inszeniert die Wirklichkeit wie ein Kirchenjahr, das nur aus Karfreitagen besteht. Wer soll das aushalten? Die 156 Minuten dieses Filmes fühlen sich phasenweise an wie eine qualvoll durchwachte Nacht. Immerhin, es geht am Ende irgendwie gut aus, der Protagonist überlebt, wenn auch zutiefst gezeichnet. Als Zuschauer fragt man sich: Musste das alles sein? So wie es von den Jüngern heißt, als sie Jesus zum letzten Mal sahen: „einige aber zweifelten“ (Matthäus 28).

Trotzdem, schauen wir uns „The Revenant“ mit biblischen, vielleicht auch mit bibliodramatischen Augen an, dann lautet die Botschaft: Das Entscheidende findet jenseits der Sicherheit statt. Die bewegende Frage ist dabei: Gibt es irgendetwas jenseits der Sicherheit, das es möglich, vielleicht sogar wertvoll macht, diese und andere Wildnis zu betreten? Und sich auch über die ewigen Bedenkenträger hinwegzusetzen, die vor dem Unkontrollierbaren dort drüben warnen. Klar ist die Warnung berechtigt wie die Warnung des Zauberers Radagast an seinen Kollegen Gandalf im kleinen Hobbit, als dieser die Burg des Nekromanten betritt: „Vorsicht Gandalf, es könnte eine Falle sein.“ Darauf Gandalf: „Ohne Zweifel ist es eine Falle“. Und er geht trotzdem.

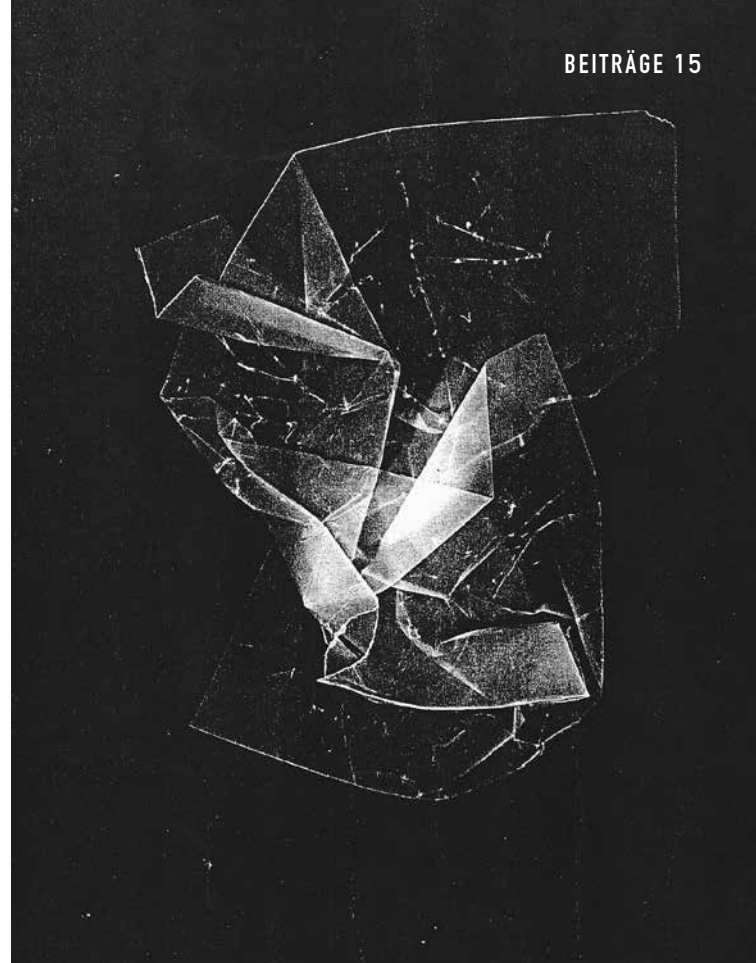
Der Film „The Revenant“ beginnt bereits mit einer Szene jenseits aller Sicherheit. Mitten durch einen überfluteten Wald waten Trapper mit angespannten Gesichtern durch glucksendes, rundum strömendes Wasser, Urflut-Assoziationen aufwirbelnd. Das Gewehr im Anschlag, die Gefahr ist bereits mit Händen zu greifen, obwohl sie zunächst nur für das gejagte Wild zu bestehen scheint. Doch sehr schnell wendet sich das Blatt, die Jäger werden zu Gejagten, technisch-inszenatorisch brillant, anmutungsmäßig schockierend braust das Gemetzel zwischen angreifenden Arikaree Indianern und sich mit gleicher Grausamkeit wehrenden Trappern über die Leinwand.

Eine erste Ahnung von Ruhe tritt erst ein, als sich der Rest der Trapper auf eine Art Arche retten kann, ein Flussboot mit Hausaufbau, um sich vom Fluss vom grauenvollen Ort wegtreiben zu lassen. In „The Revenant“ spielen Flüsse eine zentrale Rolle. Der Trapper Glass lässt sich später im Eiswasser eines Flusses davontreiben, um seinen Verfolgern zu entkommen, quälend lange, so dass jeder Outdoor-Kundige und jeder Mediziner den Kopf darüber schütteln muss, dass er das überlebt und noch dazu anschließend gleich ein wärmendes Feuer in Gang bekommt. Betrachtet man diesen Fluss allerdings als spirituelles Gewässer, dann zünden die Lebensgeister nach dieser Fluterfahrung ganz plausibel. Schließlich treibt der Leichnam des am Ende von den Arikaree Indianern skalpierten Verräters Fitzgerald im Fluss davon. *Panta rei!* Alles fließt, Heraklit mit allen Ambivalenzen. Der aktuelle Seglerin- und Flüchtlingsboot-Kinofilm *Styx* von Regisseur Wolfgang Fischer adressiert genau das gleiche Thema als ethisches Dilemma. Wie viel private Sicherheit ist überhaupt noch vorstellbar, möglich, moralisch lebbar, erlaubt in einem Meer jenseits aller Sicherheit? Oder anders gefragt, brauchen wir nicht dringend eine Relektüre der Bibel auf Texte hin, die in Situationen fundamentaler Unsicherheit hineinführen und gleichzeitig - und sei es *via negationis* - Rettungsinseln zur Verfügung stellen?

Solche gefährlichen Texte und ihre Protagonisten (Noah and friends, Simson, Kain, Elia, Judas, Absalom, der Abraham aus Gen 22, Salome) wurden aufgrund ihrer Abgründigkeit kirchlicherseits allerdings in den letzten Jahrzehnten zunehmend an den Rand gedrängt (z. B. aus Lehrplänen für den Religionsunterricht als unzumutbar entfernt, was gut gemeint ist), mit der Folge, dass die so geschaffene Comfort-Zone Bibel eigenartig sprach- und bezuglos neben den aktuellen Abgründen des Weltgeschehens zu stehen kommt. Davon unberührt fungiert die Bibel bleibend als Motivgeber für Kinofilme, die aufwühlen und mit offenen Fragen zurücklassen.

Als Leonardo DiCaprio alias Hugh Glass sich nach seinem dramatischen, rettenden Abtreiben durch Stromschnellen und über Wasserfälle ans Ufer rettet, begegnet er seinem wichtigsten Helfer, dem Pawnee-Indianer Hicuk.

Der gibt ihm zu Essen, versorgt seine Wunden, lässt ihn auf seinem Reittier reiten, ein roter Samariter (Lukas 10). Als Trapper Glass vom Mord an seinem Sohn erzählt, berichtet Hicuk seinerseits vom Mord an seiner ganzen Familie. Aber er ist auf der Suche nach einer neuen Heimat, denn, so seine Erklärung, Rache ist die Sache des Schöpfers. Anschließend geraten Glass und Hicuk in einen Schneesturm, den Glass nur überlebt, weil Hicuk eine Schwitzhütte für ihn baut. Im Sturm umtosten Schlaf sammelt Glass Kräfte wie Elia unter dem Wachholder (1. Könige 19). Als er aufwacht ist der Sturm vorüber und Hicuk ist



weg. Glass findet ihn aber bald wieder, hoch in einem Baum, aufgeknüpft von gesetzlosen französischen Trappern, die ihm ein Schild umgehängt hatten mit der Aufschrift „Wir sind alle Wilde“. *Homo homini lupus!* So endet der Samariter. Das Gute, Lebensfördernde ist in „The Revenant“ fast nur in Form seiner Auslöschung, seiner Niederlage präsent, aber es ist durchaus präsent. Am Ende wird der Protagonist immerhin seinen Erzfeind und Mörder seines Sohnes verschonen. Warum bleibt im Film letztlich offen, darüber darf spekuliert werden.

Ist es der Zynismus Fitzgeralds oder doch die Botschaft des Indianers Hicuk, dass Rache, wenn überhaupt, Sache des Schöpfers ist, die den Hass des Rückkehrers, des Revenant unterbricht? Artikuliert sich darin jene wilde Gewissheit (*Certitudo*) im Leben und im Sterben, in der extremen Ausgesetztheit, jene Gelassenheit, die schon Luther aller vermeintlichen Sicherheit (*Securitas*) vorgezogen hat? Solche Gewissheit nenne ich Glauben. Sie will ohne doppelten Boden gewagt werden. Sicherheit hilft da wenig bis gar nichts.

Natürlich ist der Film „The Revenant“ von all diesen Fragen völlig überfordert. In ihm erledigen die Arikaree Krieger im Auge um Auge-, Zahn um Zahn-, Skalp um Skalp-Modus den Verräter schließlich ganz unaufgeregt im Vorbeiziehen. Biblisch-dramatisch-theologisch betrachtet wäre auch ein anderes Drehbuch vorstellbar, zwingend.



Heiner Aldebert, Prof. Dr. theol. habil., Referent im Religionspädagogischen Zentrum Heilsbronn, Studien im Bereich religiöse Entwicklung, Symboldidaktik und Bibliodrama, Bibliodramaleiter.

heiner.aldebert@gmx.de